

MARTHA GELLMORN



PAARE

EIN REIGEN IN VIER NOVELLEN

DEUTSCH VON
MIRIAM MANDELKOW

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN
eBook

MARTHA GELLHORN

PAARE

Ein Reigen in vier Novellen

Mit einem Nachwort
von Hans Jürgen Balmes

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt
von Miriam Mandelkow

DÖRLEMANN

Die Originalausgabe »Two by Two« erschien 1958 bei Simon and Schuster in New York.

Eine Zeittafel zu Martha Gellhorns Leben und Werk findet sich unter:
www.doerlemann.com

eBook-Ausgabe 2012

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© The Estate of Martha Gellhorn, 1958

© 2007 by Dörlemann Verlag AG, Zürich

Umschlaggestaltung: Mike Bierwolf

Umschlagfotografie: Body Language, Sasha, Hulton Archive

Fotografie von Martha Gellhorn: Lee Miller, © Lee Miller Archives, England. Alle Rechte vorbehalten.

Satz und eBook-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN epub 978-3-908778-07-3



Martha Gellhorn

IN GUTEN WIE IN SCHLECHTEN TAGEN

Die baltische Tante lächelte verschmitzt und berichtete, sie, der Gärtner und der Schuster hätten den Deutschen ein Pferd gestohlen und es den Partisanen in die Berge gebracht. Ihre Schwester, die alte Fürstin, saß kerzengerade da, verblüht, apart, mit einer prächtigen Perlenkette, und legte noch eine Patience. »Sieh dich vor, Liza«, sagte sie, als empföhle sie, an einem Regentag einen Schirm zu benutzen. Der alte Fürst, in einem dicht an das billige Radio gerückten Sessel, hielt die Hand ans Ohr und lauschte der Musik. Alles, was aus dem Radio kam, klang mittlerweile deutsch - laut und bombastisch. *Carmen* schrillte durch den kalten Salon. Der französische Cousin, der überhaupt nur als vierte Person beim Bridge in Erscheinung trat, stand beinahe im Kamin, in dem kleine Scheite spuckten, und sagte: »Die Amerikaner kommen.« Niemand hörte auf den Comte d'Arenville, und außerdem behauptete er das schon seit Monaten.

Kitty betrachtete ihren Mann, den jungen Fürsten - der gar nicht mehr jung war, keiner von ihnen war mehr jung, dazu lebten sie schon zu lange auf diesem Schloß. Andrea trank seinen Gerstenkaffee, als leerte er einen Gifttrunk, an dem er zu sterben hoffte. Seine schmale, feingliedrige Hand zitterte, als er sich durchs Haar fuhr, mit einer Bewegung, die Kitty fürchtete. Die Familie kam ihr heute abend nicht schlimmer vor als sonst. Das Wort, der Blick mußten ihr entgangen sein, die Andrea in diesem Augenblick aufgebracht hatten. Seit vierzehn Jahren beobachtete sie ihren Mann, horchte auf die beiläufigen verletzenden Worte

der Familie, beschwichtigte alle und wirkte auf sie ein, um Szenen zu verhindern.

Wie sie wohl aussahen? Kitty konnte sich kein Bild von ihren Landsleuten machen, von diesen Amerikanern, die Cousin Raoul so beharrlich ankündigte. Sie war bemüht, sich für diesen Krieg zu interessieren, aber er war bloß Kulisse, bloß Atmosphäre, ein weiterer Hintergrund zu dem fortwährenden Krieg zwischen dem alten und dem jungen Fürsten. Wenn sie nicht mal eine Schlacht für ihren Mann entscheiden konnte, wie sollte sie da in einem Krieg, der draußen immer weiter um sich griff und den sie nicht verstand, von Nutzen sein? Zumindest wußte sie, worum es in dem Ringen zwischen Vater und Sohn ging: um Grund und Boden. Der Tod des Vaters war Andreas einzige Hoffnung auf Sieg. Aber der Vater weigerte sich zu sterben; Ferentinos lebten in der Regel ewig.

»Ich gehe schlafen«, sagte Kitty. »Ich habe Kopfschmerzen.«

Das war nicht gelogen. Andreas Anblick bereitete ihr Kopfschmerzen. Keine Liebe, keine Kopfschmerzen, dachte Kitty; ein schlechter Tausch.

»Nimm ein Veganin«, sagte ihre Schwiegermutter.

»Wir haben kein Veganin mehr«, warf die Tante ein. »Das weißt du, Caterina.«

»Es war mir entfallen«, antwortete die alte Fürstin. Schon eine ganze Weile gab es kein Veganin mehr. Unerquickliches merkte sie sich lieber nicht, und die ungeheuer unerquicklichen Schicksale um sie herum nahm sie lieber nicht zur Kenntnis. Diese Teilnahmslosigkeit reizte ihre baltische Schwester und durchdrang hin und wieder die Lethargie ihrer amerikanischen Schwiegertochter, die dann auch daran Anstoß nahm. Ihr Mann und ihr Sohn jedoch fanden sie vollkommen.

»Gute Nacht«, sagte Kitty. Aus mehreren Zimmerecken wurde ihr zugenickt.

Wenn man doch nur abends spazierengehen könnte, um nachzudenken, um nicht mehr zu denken, aber die Deutschen im Dorf achteten strikt auf die Ausgangssperre, jetzt zumal, da sie nervös wurden und wahrscheinlich den Krieg verloren. Sie konnte es sich nicht leisten, von einem Wachposten erschossen zu werden. Was sollte dann aus Andrea werden?

Kitty nahm eine Kerze aus der Halle mit und ging in die Gemächer, die Braut und Bräutigam nach den Flitterwochen zugewiesen worden waren. Die Räume waren nach dem Geschmack ihres Schwiegervaters eingerichtet, dunkel und überladen. Hätten sie sich in ihrer Geburtsstadt Chicago niedergelassen und Andrea als Angestellter bei Marshall Field's ein Auskommen gehabt, ihre Wohnung wäre nicht kleiner ausgefallen. Hier bewohnten sie vier ineinander übergehende hohe Schuhkartons – Andreas Zimmer, Wohnzimmer, ihr Zimmer und das Bad. Unter den Fenstern bot der Garten steife, deplazierte Blumen in kiesumfaßten Dreiecken, Quadraten und Kreisen dar und im Winter den modrigen Anblick von Vergängnis, wie in einem vernachlässigten Park.

Um das Bad hatte sich Andrea gekümmert, es war glänzend blau gekachelt, für das Schloß unglaublich modern. Kitty hatte einige schwarze Ölgemälde abgehängt und durch Bilder ersetzt, die Andrea gefielen – englische Jagdszenen, fliegende Enten –, und einen Bücherschrank in Auftrag gegeben. Mehr nicht. Die Wände waren noch immer mit Brokat bespannt, rot für Andrea, grün für sie und im Wohnzimmer gelb. Mit ihrem Geld hätten sie sich ein Schloß kaufen können, das doppelt so groß war wie dieses und durchweg kostspielig eingerichtet, aber sie war direkt vom

Elternhaus zu ihren Schwiegereltern gezogen, hatte sich noch nie selbst eingerichtet und besaß keine eigene Meinung. Andrea schien es in Ordnung zu finden, und solange Andrea zufrieden war ...

Immerhin lagen die Räume günstig. Die Bibliothek, der Salon und der Speisesaal befanden sich auf demselben Stockwerk, und nach ihrem Einzug war Kitty erleichtert gewesen, dass sie sich nicht in diesem Steinlabyrinth mit seinen langen, kalten Korridoren, seinen unnützen, unvermittelten Hallen und seinen sechs Treppenhäusern verlief, von denen eines steiler und düsterer war als das andere. Inzwischen kannte sie das Schloß, das Dorf und die Ländereien so gut, daß sie keinen Gedanken und keinen Blick mehr darauf verschwendete. Sie kannte nichts anderes. Sie würden in ihren vier Zimmern wohnen, kinderlos, eine Frau von dreiunddreißig und ein mittlerweile vierzigjähriger Mann, bis sie schließlich in den Turm der alten Fürstin, die muffigen Gemächer des alten Fürsten im Westflügel einzogen.

Vor langer Zeit hatte Kitty noch aufgegeht und Andrea entführt, so weit weg wie nur vorstellbar, nach Australien und Brasilien. Vergeblich, sie mußten zurückkehren. Sie hatte Andrea Ländereien geboten, die frei und noch weitläufiger waren und ebenso schön, und er hielt es nicht aus; Kitty begriff, daß er es nicht aushielte. Er mußte nach Hause, für ihn gab es nur diesen Grund und Boden - der herrlich war, von den Bergen und den dichten Wäldern bis hinunter zu den Schotterstraßen unter den Olivenbäumen, über die Felder und Weinberge zu den Pinienhainen und dem goldgelb geschwungenen Strand. Andrea hatte ihr sein Land so behutsam nahegebracht wie die Liebe und ebenso leidenschaftlich. Wenn Kitty Torrenova nicht gerade haßte,

wie sie einen siegreichen Feind hassen würde, schätzte und bewunderte sie es.

Seit Ausbruch des Krieges waren sie hier; die gelegentlichen Abstecher nach Rom, die gelegentlichen Besuche bei Freunden in anderen großen ländlichen Anwesen wurden eingestellt. Ein knappes Jahr hatte Kitty das Gut der Ferentinos nicht mehr verlassen. Der Krieg beeinträchtigte ihr Leben nicht, vielmehr sollte sie ihm eigentlich dankbar sein, Andrea war zuweilen sogar glücklicher. Im Grunde mußte sie den Deutschen für ihre widerliche Sprache danken, denn Andrea war der einzige, der sie verstand, und da er mit den Deutschen verhandeln mußte, war sein Vater gezwungen, ihm mehr Befugnisse einzuräumen. Im Rahmen der Beschränkungen, die ihm der Krieg, die Deutschen und die halsstarrige väterliche Unbeweglichkeit auferlegten, besaß Andrea mehr Spielraum denn je, um sein heißgeliebtes Land zu bewirtschaften.

Die deutschen Offiziere im ersten Stock waren ruhig heute abend. Die deutschen Soldaten im Dorf schlurften ruhig durch den Regen, daß es klang wie ein tiefes Flüstern. Vielleicht hatte Raoul nun doch recht damit, daß die Amerikaner kamen. Aber die Deutschen würden ja wohl kämpfen, bevor sie das Feld räumten, auch wenn es sich bei ihnen nur um Versorgungseinheiten handelte, graue, behäbige Männer, die sich um Pferde und Karren kümmerten und Holz aus der Sägemühle beschlagnahmten. Natürlich werden sie kämpfen, dachte Kitty. Alles Deutsche ist ein Soldat, der Befehle ausführt. Und ihre Leute würden sterben, die Bauern, die beinahe so lange hier waren wie die Ferentinos. Warum zogen die Bauern nicht weg? Die Ferentinos hielten dieses Land seit acht Jahrhunderten, und ihr einziger Daseinszweck bestand darin, ein ums andere Jahrhundert so wenig wie möglich davon herzugeben, daran

festzuhalten, dazubleiben. Warum aber sollten die Bauern so unbeweglich sein, vom Vater zum Sohn, von Generation zu Generation an demselben Flecken Erde festzuhalten und neue Häuser auf den Fundamenten der alten zu bauen? Was war das für ein europäischer Wahn, der es als großen Wert an sich erachtete, sich nicht von der Stelle zu rühren?

Morgen, dachte Kitty, muß ich zusehen, daß die Kellerei hergerichtet ist – Decken, Matratzen, Stühle, Kerzen, Wasser, Lebensmittel, Medikamente, der Kartentisch des alten Fürsten, sein tragbares Radio. Außerdem mußte sie zusehen, indem sie dem Arzt, dem Priester, dem Verwalter und Signora Grandi im Laden Bescheid sagte, daß die Bauern, sobald sie die ersten Schüsse hörten, auch ja zu ihnen in den Keller kamen. Neben der Weinlagerung waren die Kellerräume wohl genau zu diesem Zweck ausgebaut und von den Ferentinos und ihren Leuten schon länger genutzt worden, als Kitty sich überhaupt vorstellen konnte. Das Schloß brannte mit aufreibender Regelmäßigkeit rund alle hundert Jahre nieder und wurde nach den tristen Originalplänen wieder aufgebaut, die Kellergewölbe aber, uralt und weiträumig, gingen auf den Originalbau zurück. Dort war man in Sicherheit.

Kitty las im Bett, als Andrea ins Wohnzimmer kam, an die Hausbar ging und sich einen Whisky Soda einschenkte, den er gar nicht mochte. Sie merkte sofort, daß etwas Neues vorgefallen war. Wie ein Barometer fühlte sie sich, das unbeständiges Wetter verzeichnete, und sie meinte jeden Grund für Andreas Launen zu kennen. Jetzt mußte sie sich wappnen, wofür auch immer – Andrea brauchte ihr Verständnis, ein anderes immer wieder, das sie jetzt schnell aufbringen mußte.

»Kitty, wir sollten ab jetzt immer englisch reden. Sprich englisch mit mir.«

Die Umgangssprache des Hauses war Französisch. »Aber warum? Was soll ich denn sagen?«

»Die Amerikaner. Raoul hat recht. Ich habe fast alles verlernt, ich muß üben. Was sollen sie von mir denken, wenn sie kommen? Sie werden mich einen Feigling nennen.«

»Aber Schatz, wie kannst du nur? Das sind unsere Freunde.«

»Die Amerikaner sind nie Hitlers Verbündete gewesen. Sie haben nie wie Fremde in ihrem eigenen Land gelebt und versucht, bloß nichts Böses zu tun, weil man nichts wirklich Gutes mehr tun kann. Sie werden nur einen vierzigjährigen Mann vor sich sehen, der nicht kämpft.«

»Kämpfen?« Für sie war der Krieg nicht Menschenwerk, sondern eine Katastrophe wie eine Flutwelle oder eine treibende Eisscholle. Dagegen oder damit kämpfte man nicht. Man bemühte sich, mit dem Leben weiterzumachen, wo immer man war, während der Krieg seine tragischen Bahnen zog, wo immer er hinkam. Sie stellte sich die ganze Welt als lauter kleine Torrenovas vor, kleine geduckte, voneinander abgeschottete Gemeinden, damit beschäftigt, Seife herzustellen, Leder aufzutreiben, Lebensmittel und Brennholz zu rationieren und Krankheiten abzuwehren. Es gab die Deutschen und die anderen Armeen, Gruppen orientierungsloser Männer in Uniform, die zweifellos auch alle irgendwie am Leben zu bleiben versuchten. Dahinter standen die verrückten Diktatoren, die das alles so gewollt hatten und Befehle erteilten. Von Kämpfen hatte sie nichts gesehen.

»Sprich englisch«, forderte Andrea.

»Ist gut, Andrea.«

»Wenn ich englisch spreche, geben sie mir vielleicht Beschäftigung.«

»>Arbeit<, sagt man wohl. >Beschäftigung geben< sagt man, glaube ich, nicht.«

»Sie könnten mich brauchen«, sagte Andrea.

Mein Gott, dachte Kitty, seine Stimme.

»Sie müssen mich brauchen. Ich kenne das ganze Land. Ich kann mit den Bauern reden. Ich könnte ihnen den Weg zeigen. Kitty, meinst du, sie nehmen mich mit?«

»Keine Ahnung. Mit Armeen kenne ich mich nicht aus.«

»Gut, wenn es die Engländer wären. Sie würden einsehen, weshalb ich hiergeblieben bin. Aber die Amerikaner. Wie sollen die verstehen, daß wir nichts tun konnten außer zu Hause bleiben und uns um unsere Leute kümmern? Sie sind hergekommen, sie leben nicht hier.«

»Aber Andrea, die Deutschen sind hier auch nicht zu Hause. Es ist nicht dasselbe. Ach, bitte mal es nicht so schwarz. Die Amerikaner kommen, und wir haben unseren Frieden, und dann ist der Krieg zu Ende.«

»Ach, Kitty«, sagte er zärtlich, enttäuscht. »Du lebst hier schon so lange, du denkst wie Raoul und die Tante und Mama und Papa. Nein, nein!« Andrea knallte sein Glas auf den Tisch. »So einfach ist es nicht.«

»Es war auch nicht einfach«, murmelte Kitty.

Beschämt betrachtete Andrea seine Frau. Nein, es war nicht einfach gewesen. Einfach war es, mit den plumpen deutschen Tölpeln fertig zu werden, ihnen immer so viel vorzuenthalten, daß das Dorf versorgt war, die Bauern zu warnen und anderswo unterzubringen, wann immer die Deutschen durchdrehten und auf Maßregelung oder Bestrafung aus waren. Die Arbeit auf dem Feld war schwierig, Verbesserungen, Neuerungen auszuprobieren unmöglich, aber jedenfalls hatten sie den Deutschen klarmachen können, daß die Arbeit weitergehen mußte. Wie aber hatte er Kittys Stirnfalten übersehen können, so scharf,

als wären sie mit einem Stift gezogen? Sie war immer zart und geschmeidig gewesen, samtig weich, jetzt war sie dünn und ausgetrocknet. Tag für Tag hatte er Kittys Verblühen beobachtet und nicht wahrgenommen.

Er kümmerte sich um das Land, während sie sich um die Leute kümmerte. Alle betonten, wie gütig und weise sie sei, die junge Fürstin, die Freundlichkeit in Person. Zu ihr kamen sie mit ihren Ängsten – um die Söhne, die sich den Partisanen in den Bergen angeschlossen hatten, die Ehemänner, die aus den ersten Kriegsjahren, als die Regierung sie gezwungen hatte, für die Deutschen zu kämpfen, nicht zurückgekehrt waren, um die Kranken, die keine Arzneien mehr bekamen, und mit den Sorgen über den täglichen, ständlichen Mangel an Nadel, Faden, Schuhen, Streichhölzern; und wo nur bekam man noch eine Decke für das Neugeborene her?

»Was macht der Kopf, meine kleine Kitty?« Andrea setzte sich auf die Bettkante und nahm sie in den Arm. Diese Arme hatten sie noch vor nichts beschützt, und doch schmiegte sie sich an ihn, durchwärmte von der alten unbezwingbaren Freude, dem Gefühl, daß sie in diesen Armen sicher war.

»Müssen wir noch englisch reden?«

»Nein, mein Schatz, schlaf.«

»Bleibst du hier, Andrea?«

»Ja. Mach das Licht aus. Ich bin gleich da.«

Er zwang sich, nicht mehr in seinem Zimmer auf und ab zu schreiten, Kitty würde ihn hören und vor Sorge wach liegen. Seine Unruhe, die ihn wie Fieber gepackt hatte, wich allmählich einer Wunschvorstellung: Die Amerikaner kamen, man reichte sich die Hände, er tischte den besten Champagner auf, es wurde gefeiert, die Amerikaner gaben ihm eine alte Uniform, und er ging mit ihnen, mit Männern, die lebendig waren und die ihn mochten, weil er ihnen alle

Wege zeigen, die Beschaffenheit des Landes erklären und ihnen verraten konnte, wo sich die Deutschen verstecken mochten. Er konnte in ihren Krieg ziehen, weil Torrenova nicht mehr bedroht war, sondern sich in der Obhut von Freunden, von Amerikanern befand.

Sie saßen in der Kellerei, und der einzige, der klagte, war Andrea. Er beschwerte sich nicht über die klamme Enge ihrer Lebenssituation, er war außer sich, weil er hier unten war statt oben, wo gekämpft wurde. Sie hatten keine Ahnung, was dort vorging, und das Geschützfeuer oder die Bomben oder was immer dort lärmte, war nur gedämpft zu hören, eher zu spüren als zu hören. Als die Geräusche näher kamen, als vielmehr die Erde unter ihnen sich aufzubäumen schien, sagte Andrea: »Ich muß zu den Amerikanern! Wenn sie die Straße nehmen, können die Deutschen sie wegpusten, von der Mühle hinter dem Sägewerk. Ich muß sie warnen.«

»Mach dich nicht lächerlich«, sagte seine Tante. Sie verging selbst vor Ungeduld; das ganze Spektakel zu verpassen war ihr unerträglich. »Was hast du denn vor? Willst du zu einem amerikanischen Offizier gehen, der gerade mit einem Maschinengewehr herumfuchtelt, und sagen: >Fürst Ferentino zu Ihren Diensten?< Sie würden dich erschießen, sie haben keine Zeit für Ferentinos. Setz dich, Andrea, und mach nicht so einen Wirbel.«

Eine fünfundsechzigjährige Frau konnte er nicht schlagen, auch wenn sie stark war wie ein Strick und so borstig, so rauh; er konnte ihr keine Beleidigungen an den Kopf werfen – er konnte sich eigentlich nur setzen. Wie grausam, wie grausam, dachte Kitty. Seht ihr denn nicht, daß ihr ihn täglich umbringt? Leichter wäre es, von einem Soldaten erschossen zu werden, als jeden Tag ein bißchen zu sterben

von der Hand einer Tante, eines Cousins, eines Vaters und einer Mutter.

»Hoffentlich beschädigen die Amerikaner die Kapelle nicht«, sagte Andreas Vater.

»Kapelle, Schloß, Dorf, die Latifundien der Ferentinos«, sagte Tante Liza, »meinst du, die Amerikaner scheren sich darum? Die haben schon ganz andere Sachen beschädigt. Sie befinden sich im Krieg, sie sind keine Kommission für Denkmalschutz. Wärst du in Rußland gewesen«, fügte die Tante mit unfehlbarer Verachtung hinzu, »würdest du nicht so widersinniges Zeug von dir geben.«

Das war ihr Trumpf. Aus diesem Grund konnte sie angewidert ihr ebenmäßiges Haupt schütteln und die arrogante Nase rümpfen. Sie hatte das wahre Leben kennengelernt, in dem es keine Rolle spielte, ob man eine Ferentino war oder die Frau eines einflußreichen russischen Gutsbesitzers, eine Hofdame. Ihr Mann war in der Revolution getötet worden, und sie hatte man zusammen mit Prostituierten und Kriminellen eingesperrt. Stolz hatte sie sich verweigert, wenn »Genossin Voudransky« gerufen wurde, und stets entgegengehalten, »ich bin Komtesse Voudransky. Wenn Sie etwas von mir wollen, reden Sie mich mit meinem Namen an.« Seit vierundzwanzig Jahren wohnte sie bei ihrer Schwester und ihrem Schwager; hätte es in diesem sanften Land eine Revolution gegeben, wären die Ferentinos zu ihr gekommen, das war also ganz natürlich und erforderte keine Dankbarkeit. All die Jahre war Liza Voudransky in der Stille von Torrenova beinahe eingegangen vor Langeweile und erst wieder aufgelebt, als die Deutschen kamen und sie einem Leben der patriotischen Missetaten frönen konnte – junge Männer verstecken und in die Berge führen, Deutsche bestehlen, verzückt die Wirkung von Zucker in Benzintanks erproben. Komtesse Voudransky war

die verwegenste Widerstandskämpferin im Dorf, und die Ferentinos waren in ihren Augen Provinzaristokraten, die nichts von der Welt wußten, die nicht einmal begriffen, daß man nicht einfach in eine Schlacht spazieren und auch noch erwarten konnte, höflich empfangen zu werden wie in einem römischen Salon.

Die Bauern ängstigten sich still vor den Kämpfen und dachten an die Häuser, die nun, da sie sie zurückgelassen hatten, wohl zerstört oder geplündert wurden, denn Armeen waren alle gleich. Und sie dachten an ihre Felder, die von Männern zertrampelt oder von Granaten ausgehöhlt wurden. Außerdem waren sie hier zu Gast; die Schloßkellerei zu bewohnen, war eine beunruhigende Erfahrung.

In der Kellerei wurde die Dorfhierarchie gewahrt: ein Raum für die Familie, einer für die Bediensteten der Familie, ein großer Vorratsraum für den Priester, ein Raum für den Lehrer und den Verwalter und den Arzt und deren Verwandte, ein Raum für die Kleinbourgeoisie des Dorfes – den Postvorsteher, den Ladeninhaber, die Näherin, den Mann, der die Fahrräder reparierte, den Schuster, den Schmied und deren Frauen und Kinder, der verbleibende Raum und die Gänge für die Bauern, die sich nach Belieben arrangierten, je nach gesellschaftlichem Ansehen und Stand der privaten Fehden.

Mehrmals täglich durchmaß der alte Fürst dieses beengte, schlecht beleuchtete Königreich, und sobald er kam, erhoben sich alle. Er pflegte einen seltsamen Umgang mit seinen Untertanen, als wäre er scheu oder als fiele ihm, nachdem er ein ganzes Leben in ihrer Mitte zugebracht hatte, nicht das geringste zu ihnen ein. »Nun?« sagte er dann. »Ach? Gut. Ja. Angenehm. Wie geht es euch? Schön, schön.« Wenn er ein Gesicht zuordnen konnte, stellte er manchmal eine Frage: »Wie geht es deiner Tochter,

Luchetti? « In der Regel wartete er die Antwort jedoch gar nicht ab. Die alte Fürstin, die wegen ihres Rheumas am Stock ging und stets prächtiger aussah als alle anderen – groß, bleich und abgeklärt, von selbstverständlicher Schönheit –, machte einen einzigen Rundgang durch die Kellerei. Sie sagte nichts, lächelte nur. Die Verehrung der Dorfbewohner für die alte Fürstin verblüffte Kitty, sie kannten sie einzig als still lächelnde, sporadische Erscheinung, denn die alte Fürstin war nie aus ihrer Traumwelt heraus und mit diesen Menschen in Verbindung getreten. Nicht ein Mal hatte sie sich so weit besonnen, daß sie der Abschlußfeier eines Schuljahrgangs oder der Herrichtung der Kapelle für die Ostermesse beigewohnt hätte.

Raoul schrieb unentwegt in sein Tagebuch. Was es so groß zu erzählen gab, fragte sich Kitty. Hier erlebte doch keiner etwas, er am allerwenigsten. Vielleicht hielt er diese Eintragungen für seine letzten Worte. Mit seiner Lampe verbrauchte er viel Kerosin. Wenn die Kämpfe noch lange andauerten, würde Kitty Raouls Schreiberei einschränken müssen.

Andrea bürstete in einer Ecke des Familienkellers seine Hunde, putzte das Gewehr, das er vor den Deutschen versteckt hatte, und wirkte, obwohl er saß, wie ein Mann, der voller Ingrimm auf und ab schritt. Er betrat die anderen Räume nicht, er schämte sich, in diesem Keller zu sein. Wenn seine Leute es für angemessen hielten (es fraglos akzeptierten), daß der junge Fürst bei ihnen und seiner Familie blieb, zeigte das nur, daß auch sie nichts taugten. Mein ganzes Leben, dachte Andrea, habe ich getan, was einem Ferentino gebührt, und nicht, was eines Mannes würdig ist – nie, niemals. Ausgenommen Kitty. Kitty hatte er sich selbst ausgesucht, Kitty war sein einziger Beweis dafür,

daß er einen Willen besaß wie andere Männer und einen eigenen Kopf und nicht bloß zum vererbten Inventar gehörte. Wenn Kitty nicht wäre, dachte er, während seine Liebe zu ihr ihn plötzlich hell wärmte, wäre ich nichts, nur ein Name.

Kitty, die beim Stricken praktischen, sorgenvollen Gedanken nachhing – die Wasserversorgung, die immer schlechter werdende Luft, die zunehmend ekelhaften provisorischen Latrinen am Ende des Kellers –, war erstaunt, als ihr Mann auf einmal neben ihr stand. Ohne aufzusehen, wußte sie, daß er es war, und als sie den Kopf hob, war sie von seinen Augen geblendet. Andrea kniete sich neben ihren Stuhl und strich ihr einmal zärtlich über die Wange. So sagte er ihr, was er ihr sagen wollte, und sie verstand: Ich liebe dich, ich brauche dich, du bist mein Leben. Doch in all den Jahren ihrer Ehe hatte Andrea in der Öffentlichkeit kaum je auch nur ihre Hand berührt. Sein Gebaren war makellos, gemessen und respektvoll; die Privatsphäre ging ihm über alles.

Kitty vergaß die Familie, die Menschen in der Kellerei; Andrea kam stets an erster Stelle. Was immer sie tat, wenn sie nicht gerade damit beschäftigt war, seine Frau zu sein, war zufällig und erwuchs aus ihrer Ehe. Sie strich ihm das braune Haar aus der Stirn und sagte: »Mein Schatz, mein Liebling.« Die übrigen Familienmitglieder hätten es hören können, obwohl sie flüsterte, aber deren Gebaren wiederum wirkte als Taubheit. Andrea lächelte sie an wie manchmal bei der Fasanenjagd, wenn sie mit ihren Gewehren im Unterholz stöberten, lächelte heiter und zuversichtlich und kehrte in seine Ecke zurück. Jetzt schien er still zu sitzen, entspannt und konzentriert. Als Kitty aus einem der hinteren Räume Stimmen vernahm, stand sie auf, um nachzusehen. Kurz sah sie auf Andrea. Nein, alles in Ordnung, er brauchte

sie nicht, dort hinten allerdings könnte ein Streit zu schlichten sein oder ein Kranker Hilfe brauchen.

Es geschah nicht so, wie Andrea es sich ausgemalt hatte. Zunächst kamen nur müde, verschmutzte, rotäugige Männer, die alt aussahen (Amerikaner waren doch jung, das war doch das einzige, was man über Amerikaner wußte). Sie waren so schlecht angezogen wie vormals die Deutschen, wirkten aber magerer. Sie betrachteten die kauernde Welt in der Kellerei mit stumpfem Haß, den sie vermutlich all denen entgegenbrachten, die nicht in Uniformen steckten, all denen, die eine Zuflucht besaßen und das Recht, das eigene Leben zu retten. Es hatte an der nägelbeschlagenen Holztür geklopft, und Kitty, die in der Nähe gewesen war, hatte erkannt, daß die gedämpften Stimmen draußen englisch sprachen. Sie öffnete. Einen großen Pulk hatte sie erwartet, blonde, großgewachsene, lachende Männer, nicht die fünf dunklen, eher kleinen Gestalten, die vor der Tür standen.

»Alles in Ordnung hier?« fragte einer.

»Sind die Deutschen weg?« fragte Kitty.

Daß sie auf englisch geantwortet hatte, schien den Mann nicht zu überraschen. »Ja«, sagte er. »Sagen Sie Ihren Freunden, Sie sind jetzt befreit.« Dann lachte er. »Sie können jetzt alle mal ein bißchen frische Luft schnappen.«

»Bis dann«, sagte einer der anderen noch.

Einen Augenblick war Kitty zutiefst erschrocken; diese Männer waren ihr fremder als irgend jemand sonst. Sie hatte sich vorgestellt, sie würde eine spontane Verbindung spüren, und sie spürte gar nichts. Außer Demut. Sie wußte, daß die Männer erschöpfter waren, als sie es je gewesen war, und daß sie nie verstehen würde, was diese Soldaten so apathisch und unzugänglich gemacht hatte.

Sie verlangten Wein und etwas zu essen, hatten jedoch kaum Zeit dafür, weil sie weiterzogen, langsam, als spielte es keine Rolle mehr, wohin sie gingen. Andrea hatte kaum einen Ton gesagt; was sollte man auch diesen Männern sagen oder ihren Offizieren, die ebenso jung gealtert waren, ebenso abgemagert und schmutzig und denselben verächtlichen Blick hatten? Er konnte ihnen doch nicht anbieten, sie zu begleiten, seine Sauberkeit haftete an ihm wie ein Schandmal.

Die Bauern kehrten in ihre verstreuten Gehöfte zurück, die Dorfbewohner gingen nach Hause, die Familie zog wieder nach oben. Die Kapelle war getroffen worden, und der alte Fürst stand lange wortlos da und blickte auf die bunt glitzernden Scherben der Fenster, die in ganz Italien berühmt und sein Augapfel gewesen waren. Das Schloß hatte Einschlaglöcher, einige Ziegel waren zerbrochen, mehrere Bauernhäuser waren zerstört, und die Familien hockten weinend davor, als bärigen die Ruinen ihre Toten. Andrea gebot ihnen zu schweigen – Häuser konnte und würde man wieder aufbauen. Die Amerikaner sollten diesen erbärmlichen Kummer nicht sehen, der ihre Verachtung noch weiter schüren würde. Auf den Feldern ein paar Granatlöcher, beschädigte Scheunen, in den Dorfstraßen Glas. Nichts. Ein kleines, unbedeutendes Rückzugsgefecht. Torrenova war nur eine Etappe.

Offenbar war es dazu auserkoren, als eine Art Parkplatz und Werkstatt für Transportmittel zu dienen. Kitty hatte keine Ahnung von der inneren Organisation einer Armee, aber daß dies Andrea nicht weiterhelfen würde, das wußte sie. Das waren nicht die Amerikaner, die ihn mitnehmen würden, wie er so inbrünstig gehofft hatte. Und dann geschah es ganz zufällig. Ein Offizier und sein Fahrer trafen nach Einbruch der Dunkelheit in Torrenova ein; mit ihrem